

NICHOLAS EVANS  
Im Kreis des Wolfs

## *Buch*

An einem stillen Sommerabend läuft ein einsamer schwarzer Wolf durch die bewaldeten Berghänge auf das friedliche Ranchland des Hope Valley in den Rocky Mountains zu. Von einem Felsvorsprung aus sieht er im Tal ein Haus, auf dessen Veranda ein Baby in seinem Kinderwagen liegt. Es ist fast hundert Jahre her, seit sich ein Wolf zum letzten Mal in diese Gegend gewagt hat. Zwar kann er noch rechtzeitig vertrieben werden, doch löst sein Erscheinen unwillkürlich längst vergessene archaische Ängste aus. Und Buck Calder, der Großvater des Babys und ungekrönte Herrscher der Gegend, stellt sich an die Spitze der Siedler, die, erfüllt von blindem Haß, die unerbittliche Ausrottung der Wölfe fordern. Doch Calder ahnt nicht, daß sein eigener Sohn Luke den Wolf und sein Rudel schon lange beobachtet und verehrt. Und daß er alles daran setzt, um das Überleben der Tiere zu sichern. Unerwartet erhält er eine Mitstreiterin im Kampf für die Erhaltung der Wölfe: die schöne Tierschützerin Helen. Die beiden werden Freunde – und unter dramatischen Umständen Liebende. Denn für Lukes Vater und seine Anhänger geht es um viel mehr als um die bloße Sicherheit ihrer Welt, und sie sind zum Äußersten bereit, wenn es darum geht, sich nicht das eigene Scheitern eingestehen zu müssen.

## *Autor*

Der Engländer Nicholas Evans (Jahrgang 1950) arbeitete nach seinem Studium in Oxford als Journalist. Ungewöhnliche Reportagen über die USA und den Nahen Osten machten ihn einem breiten Fernsehpublikum bekannt. Anfang der 80er Jahre begann seine steile Karriere als Drehbuchautor. 1995 sorgte sein erster Roman »Der Pferdeflüsterer« für eine Sensation. Das Buch wurde zu einem Weltbestseller und später in der Verfilmung von Robert Redford zu einem großartigen Leinwandenerfolg. Nicholas Evans lebt in England und Amerika.

*Außerdem von Nicholas Evans bei Goldmann:*

Der Pferdeflüsterer. Roman (43187) · Der Pferdeflüsterer. Roman.  
Sonderausgabe (45749) · Feuerspringer. Roman (45824)

Nicholas Evans

---

Im Kreis des  
Wolfs

Roman

Deutsch von Robin Seals

**GOLDMANN**

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
»The Loop« bei Delacorte Press, New York

*Die Figuren und Ereignisse in diesem Roman  
sind erfunden, ebenso die Stadt Hope in Montana.  
Jede Ähnlichkeit mit lebenden Menschen,  
tatsächlichen Orten und Ereignissen  
ist rein zufällig.*

*Umwelthinweis:*

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches  
sind chlorfrei und umweltschonend.

Der Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
ist ein Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH.

1. Auflage

Neuveröffentlichung Juni 2005

Copyright © der Originalausgabe 1998

by Nicholas Evans

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1998

by C. Bertelsmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Premium/Sartore

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Titelnummer: 45949

An · Herstellung: sc

Made in Germany

ISBN 3-442-45949-4

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

*Für meine Mutter, Eileen,  
und in Erinnerung an meinen Vater,  
Tony Evans*

*Alles, was die Macht der Welt tut,  
geschieht in Form eines Kreises.  
Der Himmel ist rund, und ich habe gehört,  
daß auch die Erde rund ist, genau wie die Sterne.  
Der Wind entwickelt seine größte Kraft in Wirbeln.  
Vögel bauen ihre Nester kreisförmig,  
denn sie haben dieselbe Religion wie wir.  
Die Sonne geht in einem Kreis auf und wieder unter.  
Genau wie der Mond, und beide sind rund.  
Selbst die Jahreszeiten bilden einen Kreis in ihren Läufen  
und kommen stets dorthin zurück, wo sie bereits waren.  
Das Leben des Menschen ist ein Kreis  
von Kindheit zu Kindheit. Und so ist es mit allem,  
in dem die Macht sich regt.*

Black Elk, Oglala-Sioux (1863–1950)

# SOMMER

---

## I

Manche glauben, daß der Geruch des Todes jahrelang an einem Ort haften kann. Er sickert in den Boden, sagen sie, und wird langsam durch die Wurzeln aufgesogen, bis irgendwann alles, was dort wächst, von der kleinsten Flechte bis zum höchsten Baum, Zeugnis davon trägt.

Vielleicht spürte der Wolf das, als er an jenem späten Nachmittag lautlos die bewaldeten Hänge hinabschlich und mit seinem glänzenden Sommerfell die unteren Äste der Kiefern und Tannen streifte. Und vielleicht hätte dieser Hauch einer Ahnung in seiner Nase, daß hier an diesem Ort vor fast hundert Jahren so viele seiner Art getötet worden waren, ihn umkehren lassen sollen.

Doch er lief weiter talwärts.

Am Abend zuvor war er aufgebrochen und hatte die anderen im Hochland zurückgelassen, wo selbst jetzt im Juli noch späte Frühlingsblumen blühten und Schneeflecken in sonnenscheuen Rinnen lagen. Einem Gebirgskamm war er nach Norden gefolgt, hatte sich dann ostwärts gewandt und an den Verlauf eines jener kurvigen Felscañons gehalten, die wie Trichter die Schmelzwasser hinab in die Täler und Ebenen lenkten. Er blieb hoch oben, mied die Fährten, vor allem jene, die am Wasser entlangführten, da es dort um diese Jahreszeit manchmal Menschen gab. Wo immer es möglich war, blieb er auch nachts oberhalb der Baumgrenze, glitt so mühelos am Rand der Schatten entlang, daß seine Pfoten kaum den Boden zu berühren schienen. Fast konnte man meinen, sein Ausflug habe ein bestimmtes Ziel.

Als die Sonne aufging, hielt er an, um zu trinken, fand dann einen schattigen Winkel im Geröll und verschlief die Hitze des Tages.

Sein Weg ins Tal wurde immer beschwerlicher. Der Waldboden fiel steil ab, Gehölz versperrte ihm den Weg, aufgeschichtet wie Feuerholz in einem riesigen Kamin, so daß der Wolf nur mühsam vorankam. Manchmal lief er zurück, um sich einen besseren Weg zu suchen und das verräterische Knacken trockener Äste, das die Stille durchbrach, zu vermeiden. Hier und da fielen Sonnenstrahlen durch die Bäume und schufen helle Inseln aus leuchtendem Grün, denen der Wolf jedoch stets auswich.

Er war ein vier Jahre alter Rüde, das Leittier seines Rudels, von fast völlig schwarzer Farbe, nur Flanken, Kehle und Schnauze säumte ein Hauch Grau. Hin und wieder blieb er stehen, senkte den Kopf, um an einem Busch oder einem Grasbüschel zu schnuppern, hob dann das Bein, setzte seine Markierung und brachte damit seinen Anspruch auf dieses lange verlorene Revier zum Ausdruck. Manchmal hielt er die Nase in den Wind, und seine Augen wurden zu schmalen, gelben Schlitzen, während er die Duftnoten las, die aus dem Tal heraufgeweht wurden.

Einmal roch er etwas in seiner Nähe, wandte den Kopf und sah zwei weißschwänzige Rehe, Ricke und Kitz, kaum ein Dutzend Schritte entfernt, wie sie ihn, erstarrt in einem Sonnenstrahl, aufmerksam beobachteten. Er blickte hinüber, hielt uralte Zwiesprache mit ihnen, die selbst das Kitz verstand. Einen langen Augenblick regte sich nichts, nur Sporen und Mücken drehten sich in glitzernden Spiralen über den Köpfen der Tiere. Doch dann, als wären Rehe und Mücken gleichermaßen uninteressant für einen Wolf, wandte er seinen Blick ab und nahm erneut Witterung auf.

Aus anderthalb Meilen Entfernung kamen die Gerüche des Tals, Gerüche von Vieh und Hunden, der beißende Gestank

der Maschinen. Und obwohl er um die Gefahr wußte, die ihm niemand hatte erklären müssen, lief er tiefer hinab, während ihm aus unergründlich schwarzen Augen die Blicke der Rehe folgten, bis er zwischen den Bäumen verschwunden war.

Das Tal, das sich nun vor dem Wolf öffnete, war eine langsam breiter werdende Gletschermulde, die sich in östlicher Richtung bis zur Stadt Hope erstreckte. Sie wurde von steilen, dicht mit Kiefern bestandenen Hängen gesäumt, die von oben gesehen zwei Armen glichen, die sich sehnsüchtig den sonnengebleichten, vom östlichen Stadtrand bis zum Horizont und viele Meilen darüber hinaus sich ausdehnenden Prärien entgegenstreckten.

An der breitesten Stelle war das Tal fast vier Meilen weit. Es galt nicht gerade als ausgezeichnetes Weideland, doch hatte manch einer damit sein Leben bestritten, und ein oder zwei hatte es reich gemacht. Hier wuchs zuviel Salbei, außerdem gab es überall Steine, und wo immer sich das Weideland ausdehnen wollte, wurde es von einer Schlucht oder einem von Büschen und Felsbrocken in seinem Lauf behinderten Bach durchschnitten. Auf halbem Weg ins Tal hinab mündeten einige dieser Bäche in den Fluß, der sich durch Pappelgehölz bis Hope und von dort weiter zum Missouri schlängelte.

All dies konnte der Wolf überblicken. Er stand auf einer Kalksteinnase, die wie der Bug eines versteinerten Schiffes aus dem Wald herausragte. Unter ihm fiel das Land in einer keilförmigen Geröllnarbe steil bis dorthin ab, wo Berg und Wald widerwillig dem Weideland wichen. Vereinzelt grasten schwarze Kühe und Kälber träge im Schatten, und am Fuß der Weide stand ein kleines Ranchhaus.

Es war auf einer Anhöhe errichtet worden, dort, wo der von Weiden und Weichselbäumen gesäumte Bach einen Bogen machte. Scheunen standen an der einen, der weiße Zaun eines Korrals auf der anderen Seite. Das schindelbedeckte Haus selbst war gerade mit oxsenblutroter Farbe gestrichen wor-

den. An der Südseite erstreckte sich eine Veranda, die nun, da die Sonne hinter den Bergen versank, in goldenes Abendlicht getaucht war. Die Fenster entlang der Veranda standen weit offen, und dünne Baumwollvorhänge bewegten sich sacht in der Abendluft.

Aus dem Innern drang von irgendwoher das Plärren eines Radios, und vielleicht war es deshalb für den, der sich im Haus befand, nicht einfach, das Weinen des Babys zu hören. Der dunkelblaue Kinderwagen auf der Veranda schaukelte ein wenig, rosige Arme streckten sich über den Rand und schienen um Aufmerksamkeit zu heischen. Doch niemand kam. Endlich gab das Baby auf, ließ sich vom Spiel des Sonnenlichts auf seinen Händen und Armen ablenken und begann, vor sich hin zu babbeln.

Nur der Wolf hörte das Baby.

Kathy und Clyde Hicks wohnten jetzt seit fast zwei Jahren im roten Haus, und wenn Kathy ehrlich zu sich war (was sie meist nicht war, da man sowieso nichts tun konnte, warum es sich also schwermachen?), haßte sie es hier draußen.

Nun ja, vielleicht war hassen ein zu starkes Wort. Die Sommer waren in Ordnung. Doch selbst dann hatte man das Gefühl, zu weit von der Zivilisation entfernt zu sein, zu ausgeetzt. An die Winter wagte sie erst gar nicht zu denken.

Vor zwei Jahren waren sie hergezogen, gleich nachdem sie geheiratet hatten. Kathy hatte gehofft, daß sich ihre Einstellung durch das Baby ändern würde, und in gewisser Weise hatte sie das auch getan. Wenigstens konnte sie jetzt mit jemandem reden, wenn Clyde auf der Ranch arbeitete, obwohl die Unterhaltung vorläufig noch etwas einseitig war.

Sie war dreiundzwanzig, und manchmal wünschte sie sich, sie hätte noch ein paar Jahre mit dem Heiraten gewartet, statt sich gleich nach dem College darauf einzulassen. Sie besaß einen Abschluß in Agrarwirtschaft von der Montana State

University in Bozeman, doch bislang hatte ihr das verdammte Ding nur damals genutzt, als sie drei Tage in der Woche Daddys Papierkram im Haupthaus erledigt hatte.

Das Haus ihrer Eltern war für Kathy immer noch ihr Zuhause, und sie hatte deshalb schon oft Krach mit Clyde gehabt. Es lag nur einige Meilen die Straße hinunter, doch sooft sie einen Tag dort verbrachte und mit dem Auto wieder hierher zurückfuhr, überkam sie ein Gefühl, das zwar nicht unbedingt einem Schmerz glich, aber doch so etwas wie ein dumpfes Bedauern war. Sie verdrängte derlei rasch wieder, indem sie auf das Baby hinten im Auto einschwatzte oder das Radio einschaltete, laut aufdrehte und mitsang.

Sie hatte ihren Lieblingssender eingestellt, und als sie am Spülbecken stand, Mais schälte und auf die Hunde schaute, die vor der Scheune in der Sonne dösten, fühlte sie sich schon wieder besser. Sie spielten einen Song von dieser Kanadierin mit der mörderischen Stimme, die ihrem Mann gestand, wie sehr es ihr gefalle, wenn er »ihren Traktor« anwarf. Bei dieser Stelle mußte Kathy immer lachen.

Also wirklich, sie sollte dankbar für das sein, was sie hatte: einen prächtigen Mann nämlich und ein hübsches, gesundes Baby; und auch wenn dieses Haus am Arsch der Welt lag, so war es doch ihr eigenes. Genügend Leute in Hope hätten eine Menge dafür gegeben. Außerdem war sie groß, hatte wunderschönes Haar und nach der Geburt zwar noch nicht ganz ihre alte Figur wieder, aber sie wußte trotzdem, daß sie damit jeden »Traktor anwerfen« konnte, der ihr gefiel.

Selbstbewußtsein war für Kathy nie ein Problem gewesen. Sie war Buck Calders Tochter, und was Besseres gab es in dieser Gegend nicht. Die Ranch ihres Daddys war eine der größten auf dieser Seite von Helena, und als Kind hatte sich Kathy wie eine Prinzessin gefühlt. Zu den wenigen Dingen, die ihr am Verheiratetsein nicht gefielen, gehörte, daß sie ihren Namen hatte aufgeben müssen. Sie hatte Clyde sogar vorgeschlagen,

daß sie sich, wie neuerdings eine dieser berühmten Karrierefrauen, einen Doppelnamen zulegte und sich Kathy Calder-Hicks nannte. Klar, hatte Clyde gesagt, warum nicht, aber sie hatte ihm angesehen, wie wenig ihm der Gedanke gefiel, und um ihm nicht weh zu tun, hatte sie sich schließlich mit dem schlichten, grundsoliden Namen Kathy Hicks zufriedengegeben.

Sie schaute auf die Uhr. Es ging auf sechs zu. Clyde war mit ihrem Daddy unten auf der Wiese, um dort nach einem Bewässerungsgraben zu sehen, und gegen sieben wollten sie zum Essen kommen. Ihre Mom würde jeden Augenblick mit einem Kuchen auftauchen, den sie zum Nachtmisch gebacken hatte. Kathy räumte den Abfall aus dem Becken, setzte die Maiskolben auf, wischte sich die Hände an der Schürze ab und stellte das Radio leiser. Jetzt mußte sie nur noch die Kartoffeln schälen. Sobald das erledigt war, würde Buck junior dort draußen auf der Veranda bestimmt schon lauthals nach seinem Brei verlangen, und sie würde ihn füttern, um ihn dann anschließend zu baden und für seinen Opa schön zu machen.

Wie auf Kommando hoben die Kühe auf der oberen Weide den Kopf, als der Wolf zwischen den Bäumen auftauchte und stehenblieb. Eine solche Kreatur hatten sie nie zuvor gesehen. Vielleicht hielten sie ihn für einen großen, dunklen Kojoten. Kojoten waren nur kurz nach dem Kalben gefährlich. Vielleicht hielten sie ihn aber auch für einen der Farmhunde, die manchmal durch ihre Herden streiften, und auf die mußte man nur dann achtgeben, wenn sie einem nach den Fesseln schnappten, damit man dorthin ging, wo man eigentlich nicht hingehen wollte.

Der Wolf seinerseits schenkte ihnen kaum Beachtung. All seine Sinne waren auf etwas anderes gerichtet, etwas dort unten am Haus, und er senkte den Kopf und lief die Wiese hin-

unter. Er bewegte sich jetzt langsamer, mit größerer Vorsicht, umging die Herde nicht, sondern schlich sich mitten hindurch. Doch war seine Gleichgültigkeit so offensichtlich, daß ihm kein Tier aus dem Weg ging und sich bald alle wieder über das Gras hermachten.

Als die Sonne hinter den Bergen verschwand, näherte sich eine Schattenlinie über das Gras dem Haus, stieg wie eine Flut die Veranda hinauf und kroch schließlich über die Räder und das Chassis des Kinderwagens, so daß die oxsenblutroten Wände dahinter zu dunklerem Rot gerannen.

Der Wolf hatte inzwischen das Ende der Wiese erreicht und verharnte am Zaun, dort, wo Clyde eine Wasserleitung verlegt und eine alte Emaillewanne aufgestellt hatte, um das Vieh tränken zu können, sollte der Bach einmal austrocknen. Zwei Elstern brachen aus dem Weidengestrüpp am Bach hervor, schossen einige Male im Sturzflug auf ihn herab und schimpften ihn aus, als ahnten sie seine Pläne und hielten nicht viel davon. Der Wolf beachtete sie nicht weiter. Aus dem Kinderwagen, der kaum zehn Meter entfernt stand, drangen Geräusche, die denen der Vögel recht ähnlich waren. Das Baby kreischte vor Begeisterung über die eigenen Laute und gab gleich noch mehrere Zugaben. Im Haus klingelte das Telefon.

Es war Kathys Mutter. Der Kuchen sei ihr angebrannt, aber keine Sorge, sie habe noch etwas in der Gefriertruhe, das sie in der Mikrowelle warm machen könne.

»Außerdem hat Luke gesagt, daß er mitkommen möchte, falls ihr nichts dagegen habt.«

»Natürlich haben wir nichts dagegen.«

Luke, Kathys Bruder, war gerade achtzehn geworden. Er kam wunderbar mit dem Baby zurecht, wenn sie ihn unten auf der Ranch traf, aber mit Clyde hatte er Probleme, und seit ihrer Heirat war Luke erst ein paarmal hier im Haus gewesen. Als Kinder hatten sie sich nie besonders gut verstanden. Aber eigentlich verstand sich niemand besonders gut mit Luke,

Mom natürlich ausgenommen. Sie war allerdings auch die einzige, die mit seinem Gestotter umzugehen wußte.

Kathy war stets zu ungeduldig gewesen. Selbst als sie alt genug war, es besser zu wissen, mußte sie einfach die Sätze für ihn zu Ende bringen, wenn er ins Stocken geriet. Seit er vor einigen Monaten seinen Abschluß an der High-School gemacht hatte, war sie ihm kaum begegnet. Kathy fand, daß er immer mehr zu einem Einzelgänger wurde, der sich ständig allein in der Wildnis herumtrieb, in die ihn nur dieses komisch aussehende Pferd begleitete.

Jedenfalls kam er zum Abendessen, und das war gut so.

Ihre Mutter fragte nach dem Baby, und Kathy sagte, daß es ihm gutgehe, aber sie werde jetzt lieber auflegen, da es langsam Zeit für den Brei sei und sie noch allerhand zu tun habe.

Gerade als sie auflegte, begannen die Hunde zu bellen.

Normalerweise hätte sie nicht weiter darüber nachgedacht. Die Hunde machten ständig Radau, weil sie eine Ratte oder sonst etwas jagten, doch diesmal klangen sie irgendwie eigenartig, so daß Kathy unwillkürlich aus dem Fenster schaute.

Maddie, die alte Colliehündin, hatte den Schwanz eingezogen, schlich an der Scheune entlang und schaute knurrend über die Schulter zurück. Prince, der gelbe Labrador, den Kathy von ihrem Vater geschenkt bekommen hatte, als sie hierhergezogen waren, lief mit gesträubten Nackenhaaren hin und her. Abwechselnd richtete er die Ohren auf und ließ sie wieder hängen, als wäre er sich unsicher. Sein Bellen wurde von seltsamen, leisen Jammerlauten unterbrochen. Den Blick hielt er auf die Wiese gerichtet, auf etwas hinter dem Haus.

Kathy runzelte die Stirn. Sie sah lieber nach, was die Tiere so aufregte. Das Fett in der Pfanne, in der sie den Mais dünsten wollte, begann zu zischen. Sie ging zum Herd und stellte die Flamme kleiner. Doch als sie die Fliegengittertür öffnete und aus der Küche in den Hof trat, war keine Spur mehr vom Col-

lie zu sehen. Prince hingegen schien über ihren Anblick erleichtert zu sein.

»Hey, was ist denn los, Prince?«

Der Hund lief auf sie zu, schien dann aber seine Meinung zu ändern. Vielleicht gab ihm ihre Anwesenheit jene kleine Extraportion Mut, die ihm bislang gefehlt hatte, denn plötzlich stürmte er mit lautem Bellen um das Haus herum, so daß der Staub hinter ihm aufwirbelte.

Und erst jetzt fiel es ihr wie Schuppen von den Augen. Das Baby. Irgendwas war auf der Veranda und holte sich das Baby. Sie begann zu laufen. Bestimmt war es ein Bär. Oder ein Berglöwe. Mein Gott, wie dumm von ihr, nicht vorher daran gedacht zu haben.

Als sie um die Hausecke bog, sah Kathy unmittelbar vor der Veranda etwas, das sie zuerst für einen großen, schwarzen Hund hielt, einen Schäferhund vielleicht. Er drehte sich um und stellte sich dem Angriff des Labradors.

»Verschwinde von hier! Weg da!«

Das Tier sah sie an, und sie fühlte den Blick dieser funkelnden gelben Augen auf sich ruhen und wußte im selben Moment, daß dies kein Hund war.

Prince kam schlitternd vor dem Wolf zu stehen und duckte sich, die Vorderpfoten gespreizt, so daß sich sein Brustkorb nur wenige Zentimeter über dem Boden befand. Er fletschte die Zähne, knurrte und bellte, tapfer und doch zugleich so furchtsam, daß es aussah, als wolle er sich jeden Augenblick auf den Rücken werfen und ergeben. Obwohl der Wolf reglos dastand, schien er sich gleichzeitig größer zu machen, bis er über dem Hund aufragte. Sein Schweif stand buschig und steil in die Höhe. Langsam zog er die Lefzen zurück, knurrte und zeigte seine langen, weißen Fangzähne.

Und dann packten seine Kiefer mit einem einzigen Satz den Labrador bei der Kehle, rissen ihn hoch und schleuderten ihn durch die Luft, als sei er leicht wie ein Kaninchen. Der Hund

jaulte auf, und Kathy stellte sich plötzlich voller Angst vor, daß der Wolf ihr Baby bereits ebenso zugerichtet hatte. Sie stieß einen Schrei aus und sprang zur Veranda hinauf.

Der Kinderwagen stand am anderen Ende, und er schien hundert Meilen weit entfernt, als sie darauf zurannte.

*O Gott, bitte, laß es nicht tot sein. Bitte, laß es nicht tot sein.*

Sie konnte nicht sagen, ob sich das Tier am Kinderwagen zu schaffen gemacht hatte, doch trotz des alles übertönenden Hundegeheuls wußte sie, daß ihr Baby still darin lag. Sie schluchzte bei dem Gedanken an das, was sie im Wagen finden mochte.

Sie wagte kaum hineinzusehen. Doch sie zwang sich dazu, und als sie sah, wie ihr Kind sie anblickte, wie sich sein Gesicht zu einem zahnlosen Grinsen verzog, traten ihr Tränen in die Augen. Sie griff nach dem Baby und riß es so heftig aus dem Wagen, daß es zu weinen begann. Als sie es fest an sich drückte, schrie es noch lauter. Dann drehte sie sich um, den Rücken an die Wand gepreßt, und blickte über die Veranda.

Der Wolf stand mit gesenktem Kopf über dem Labrador. Kathy sah auf den ersten Blick, daß der Hund tot war. Seine Hinterläufe zuckten noch einmal, ganz so wie im Traum, wenn er vor dem Kaminfeuer schlief, doch die Kehle war aufgerissen, und der Bauch klaffte wie bei einem ausgenommenen Fisch weit auseinander. Das bleiche Gras unter dem Kadaver färbte sich rot. Erneut schrie Kathy auf, und der Wolf zuckte zusammen, als habe er vergessen, daß sie auch noch da war. Er starrte sie an, und Kathy konnte das helle Blut auf seinem Gesicht sehen.

»Verschwinde von hier! Hau ab! Los!«

Sie blickte sich suchend nach etwas um, mit dem sie nach ihm werfen konnte, aber das war nicht mehr nötig. Der Wolf rannte bereits davon, und Augenblicke später duckte er sich unter dem Zaun hindurch und lief an den Kühen vorbei, die im Grasen innehielten, um sich das Schauspiel anzusehen. Am

oberen Weiderand blieb der Wolf stehen und schaute dorthin zurück, wo Kathy, das Kind an sich gepreßt, noch immer über den toten Hund gebeugt stand und weinte. Dann drehte er sich um und verschwand im Schatten des Waldes.

## 2

Die Büros des Fish & Wildlife Service, der staatlichen Forst- und Fischereiwirtschaft, die für die Wiederansiedlung von Wölfen verantwortlich war, lagen im zweiten Stock eines schlichten roten Ziegelgebäudes in einem ruhigen Viertel von Helena. Kein Hinweisschild machte auf diese Büros aufmerksam, und gäbe es ein Schild, würde es sie wohl nicht mehr lange geben. In dieser Gegend lebten Menschen, die etwas gegen staatliche Agenturen hatten, vor allem gegen jene, deren einzige Aufgabe es war, das gräßlichste Raubtier zu schützen, das Gott je geschaffen hatte. Dan Prior und sein Team wußten aus Erfahrung, daß man sich besser im Hintergrund hielt, wenn es um Wölfe ging.

Im vorderen Büro stand ein Glasschrank, aus dem ein ausgestopfter Wolf mit mehr oder minder gutigem Blick auf ihre Arbeit schaute. Das Schild an der Seite informierte den Betrachter, daß der Schrank einen *Canis lupus irremotus*, *Northern Rocky Mountain Wolf* beherbergte. Doch aus Gründen, die nun niemand mehr im Büro so recht nachvollziehen konnte, nannten ihn alle Fred.

Dan hatte es sich angewöhnt, mit Fred zu reden, besonders in diesen langen Nächten, in denen die anderen bereits nach Hause gegangen waren und er allein versuchte, wieder einmal ein politisches Problem zu lösen, in das er durch Freds lebendigere Geschwister geraten war. Bei solchen Gelegenheiten fielen Dan oft noch andere, weit deftigere Namen für seinen stummen Gefährten ein.

Heute abend jedoch würde es keine solchen Zwiegespräche geben. Zum erstenmal nämlich seit Urzeiten wollte Dan früh Schluß machen. Er hatte eine Verabredung. Und da er den Fehler begangen hatte, sie zu erwähnen, zogen ihn nun alle Kollegen schon seit einer Woche damit auf. Als er aus dem Büro kam und noch einige Papiere in seine Tasche stopfte, riefen sie wie im Chor: »Viel Spaß heute abend, Dan!«

»Besten Dank«, preßte er zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor, und alle lachten. »Würde mir bitte mal jemand erklären, was an meinem Privatleben so interessant ist?«

Donna, seine Assistentin, grinste ihn an. Sie war eine große, resolute Frau Ende Dreißig, die das Büro voller Gelassenheit und Humor führte, den sie selbst in extrem hektischen Momenten nicht verlor. Sie zuckte mit den Schultern.

»Muß wohl daran liegen, daß Sie bis jetzt keines gehabt haben.«

»Ihr seid alle gefeuert.«

Er machte eine abschätzige Handbewegung, befahl Fred, sich das Grinsen zu verkneifen, und griff nach der Türklinke, als das Telefon läutete.

»Bin schon weg!« rief er Donna zu und verschwand.

Er drückte den Fahrstuhlknopf und wartete, während hinter der Tür aus rostfreiem Stahl die Kabel surrten und ratterten. Dann ertönte ein helles »Ping«, und die Tür ging auf.

»Dan!«

Er wartete und hielt per Knopfdruck die Tür offen, während Donna über den Flur auf ihn zurannte.

»Wie gut kennen Sie Ihr neues Privatleben schon?«

»Wissen Sie, Donna, gerade habe ich daran gedacht, Ihnen eine Gehaltserhöhung zu geben.«

»Tut mir leid, aber ich glaube, das sollten Sie sich lieber anhören. Ein Farmer namens Clyde Hicks aus Hope hat angerufen. Er behauptet, ein Wolf habe gerade versucht, seinen kleinen Jungen zu töten.«

Zwanzig Minuten und ein halbes Dutzend Anrufe später saß Dan in seinem Wagen und war auf dem Weg nach Hope. Vier der Anrufe galten Wildhütern, Rangern der Bundesforstverwaltung und anderen Leuten von Fish & Wildlife, die gefragt wurden, ob sie etwas über Wolfsaktivitäten in der Gegend von Hope gehört hatten. Das Resultat war negativ. Der fünfte Anruf ging an Bill Rimmer, den Vertreter der Behörde für Raubtierüberwachung, mit der Bitte, ihn in Hope zu treffen, um eine Kadaveruntersuchung an einem Hund vorzunehmen.

Der letzte Anruf war der charmanten und reizvollen Sally Peters vorbehalten, der frisch geschiedenen Marketingdirektorin einer ortsansässigen Tierfutterfirma. Dan hatte ganze zwei Monate gebraucht, bis er den Mut aufbrachte, sie um ein Rendezvous zu bitten, und ihrer Reaktion nach zu schließen, als er das geplante Abendessen absagte, würde er das nächste Mal noch länger brauchen.

Die Fahrt von Helena nach Hope dauerte etwa eine Stunde. Als er von der Interstate abbog und in Richtung Berge fuhr, die sich dunkel vor dem blaßroten Himmel abzeichneten, fragte sich Dan, warum alle, deren Arbeit sich um Wölfe drehte, irgendwann darunter zu leiden hatten.

Im Lauf der Jahre hatte er viele Biologen kennengelernt, deren Spezialgebiet andere Tiere, etwa Zwergspitzmäuse oder Pinguine, waren, und obwohl sich unter seinen Kollegen auch ein oder zwei Spinner befanden, schienen sie im allgemeinen doch recht gut in der Lage zu sein, sich wie der Rest der Menschheit durchs Leben zu schlagen. Wolfsspezialisten hingegen waren eine wandelnde Katastrophe. Ob Scheidung, Nervenzusammenbruch oder Selbstmord – in jeder Kategorie waren sie Spitzenreiter. Und gemessen daran brauchte sich Dan nicht zu schämen. Seine Ehe hatte fast sechzehn Jahre gehalten. Wahrscheinlich war das eine Art Rekord. Und auch wenn Mary, seine Exfrau, kein Wort mehr mit ihm reden wollte, so fand Ginny, ihre Tochter – die zwar erst vierzehn

war, aber wie zwanzig aussah –, ihren Dad doch ganz okay. Nein, sie bewunderte ihn, und diese Bewunderung war durchaus gegenseitig. Doch was hatte er mit einundvierzig, von Ginny einmal abgesehen, nach all den Jahren, die er dem Wohlergehen der Wölfe geopfert hatte, schon vorzuweisen?

Um seine eigene Frage nicht beantworten zu müssen, beugte er sich vor und stellte das Radio an. Nach einigem Suchen fand er schließlich einen Sender, der keine Werbung oder Countrymusik (die er selbst nach drei Jahren Montana immer noch nicht ausstehen konnte) brachte, sondern Lokalnachrichten. Und die letzte Meldung trug nicht gerade dazu bei, seine Laune zu bessern.

Es war die Rede vom »Angriff« eines Wolfs auf eine Ranch in der Nähe von Hope sowie davon, daß der Enkel von Buck Calder, eine der angesehensten Persönlichkeiten dieser Gegend, dem sicheren Tod nur entgangen war, weil der Hund, ein Labrador, sein Leben für ihn eingesetzt hatte.

Dan stöhnte auf. Die Medien wußten schon Bescheid, das hatte ihm gerade noch gefehlt. Doch es kam noch schlimmer. Sie sendeten bereits ein Telefoninterview mit Calder persönlich. Dan hatte von ihm gehört, ihn selbst aber nie kennengelernt. Calder besaß die tiefe, vertrauenerweckende Stimme eines Politikers. Er redete wie ein Wolf im Schafspelz.

»Die Bundesregierung läßt unten in Yellowstone diese Wölfe frei, und die treiben sich jetzt überall herum und bedrohen junge Mütter und ihre Babys. Aber erlaubt man uns etwa, sie, unser Vieh und unseren Besitz zu schützen? Nein, Sir, das erlaubt man uns nicht. Und warum nicht? Weil uns die Bundesregierung weismachen will, daß diese Tiere noch immer zu der bedrohten Art gehören. Ich sage Ihnen, das ist ebenso dumm wie ungerecht.«

Damit waren die Nachrichten beendet, und Dan schaltete das Radio aus.

Der Typ lag gar nicht so falsch. Bis vor kurzem hatte es in

dieser Gegend nur die paar Wölfe gegeben, die über die Kontinentalperre von Kanada heruntergekommen waren. Doch dann hatte die Bundesregierung nach jahrelangen hitzigen Debatten zwischen Umweltschützern und Ranchern beschlossen, die Wiederansiedlung von Wölfen zu genehmigen. Sechsendsechzig wilde kanadische Wölfe waren daraufhin unter großem Kostenaufwand eingefangen, in den Yellowstone Park sowie nach Idaho gebracht und freigelassen worden.

Als Reaktion auf die Wut der Farmer, die in diesen sogenannten »Versuchsgebieten« wohnten, wurde ihnen erlaubt, jeden Wolf abzuschießen, der tatsächlich ihr Vieh anfiel. Doch die freigelassenen Wölfe hatten sich rasch vermehrt, und da sie nicht sonderlich gut im Kartenlesen waren (oder vielleicht gerade deshalb), hatten sie sich dort ausgebreitet, wo der Abschluß eines Wolfs hunderttausend Dollar Strafe und sogar Gefängnis einbringen konnte.

Hope gehörte zu diesen Gebieten und war außerdem Kernland der Wolfshasser. Wenn sich dort heute tatsächlich ein Wolf hatte blicken lassen, dann war der reif für die Klapsmühle.

Vor zehn Jahren hatte Fish & Wildlife überall im Staat öffentliche Veranstaltungen organisiert, damit die Leute ihren Gefühlen über die Pläne des Bundes zur Wiederansiedlung von Wölfen Ausdruck verleihen konnten. Manchmal war es dabei recht stürmisch zugegangen, doch die Veranstaltung in Hope brach alle Rekorde.

Eine Gruppe junger, mit Gewehren bewaffneter Farmarbeiter und Holzfäller hatte draußen gestanden und sie unablässig beschimpft. Die Leute im Saal, in dem Waffen verboten waren, wirkten nicht minder furchteinflößend. Dans Vorgänger, einem hervorragenden Diplomaten, war es zwar gelungen, die Meute im Zaum zu halten, doch hinterher stießen ihn zwei Holzfäller gegen eine Wand und bedrohten ihn. Er kam um mehrere Schattierungen blasser aus dem Saal, als er hineinge-

gangen war, nur um dann festzustellen, daß man ihm einen Eimer roter Farbe über sein Auto gekippt hatte.

In der Ferne konnte Dan die Umrisse der Stadt erkennen.

Es war eine dieser Städte, durch die man fuhr, ohne sie richtig wahrzunehmen. Eine gerade Straße, einige hundert Meter lang, und ein paar Seitenstraßen, die fischgrätenähnlich davon abzweigten. Am einen Ende stand ein heruntergekommenes Motel, am anderen eine Schule, und dazwischen gab es eine Tankstelle, einen Lebensmittelladen, ein Eisenwarengeschäft, einen Imbiß, einen Waschsalon und einen Tierpräparator.

Viele der etwa fünfhundert Einwohner lebten verstreut im Tal, und für ihre diversen Seelennöte gab es zwei Kirchen und zwei Kneipen. Außerdem existierten zwei Andenkenläden, die eher von einem gewissen Optimismus als von gesundem Geschäftssinn zeugten, denn obwohl sich im Sommer gelegentlich Touristen nach Hope verirrten, entschieden sich nur wenige dafür, länger zu bleiben.

In dem Versuch, etwas daran zu ändern, und um dem Wunsch einer bescheidenen, doch wachsenden Anzahl von Nebenverdienstlern Genüge zu tun, hatte einer dieser Läden (der bei weitem beste) letztes Jahr eine Cappuccino-Bar eröffnet. Der Laden nannte sich Paragon, und so selten Dan bisher auch durch diesen Ort gefahren war, hatte er doch stets daran gedacht, diese Bar aufzusuchen, nicht so sehr wegen des Kaffees, der übrigens sehr gut war, sondern vor allem wegen der Besitzerin.

Sie war eine attraktive New Yorkerin namens Ruth Michaels, und von ihren zwei oder drei Begegnungen wußte er, daß sie in Manhattan eine Kunstgalerie geführt und nach ihrer Scheidung Urlaub in Montana gemacht hatte. Hope gefiel ihr, und sie war geblieben. Dan konnte sich durchaus vorstellen, noch weit mehr über sie erfahren zu wollen.

Der Cappuccino hatte sich nicht besonders durchgesetzt bei den Einheimischen, die ihren Kaffee lieber schwach und auf-

gebrüht tranken, wie er auf der anderen Straßenseite in Nelly's Diner serviert wurde. Als Dan daher im Vorbeifahren entdeckte, daß Ruth das Schild »Zu verkaufen« ins Fenster gehängt hatte, war er zwar traurig, aber nicht sonderlich über- rascht.

Er sah Bill Rimmers Lieferwagen am verabredeten Treff- punkt, einer trostlosen Bar, die den passenden Namen The Last Resort trug. Rimmer kam heraus, um ihn zu begrüßen. Er war ein waschechter Montanamann und sah mit seinem Stet- son und dem herabhängenden blonden Schnurrbart auch ge- nau so aus. Mit seinen einsachtundneunzig kam sich Dan neben ihm wie ein Zwerg vor. Außerdem war er einige Jahre jünger als Dan und sah auch besser aus – wenn er so darüber nach- dachte, konnte Dan eigentlich überhaupt keinen Grund dafür nennen, warum er diesen Kerl so mochte.

Er stieg aus dem Auto, und Rimmer klopfte ihm auf die Schulter.

»Na, junger Spund, wie geht's dir denn so?«

»Ach, weißt du, Bill, ehrlich gesagt hatte ich heute abend eigentlich was Besseres vor.«

»Mir kommen die Tränen, Dan Prior. Wollen wir los?«

»Warum nicht? Alle anderen sind ja offenbar schon da. Hast du die Nachrichten gehört?«

»Klar. Und während ich hier gewartet habe, ist gerade ein Fernsehteam vorbeigefahren.«

»Na, wunderbar.«

»Dieser alte Wolf hat sich für sein Debüt wirklich einen pas- senden Ort ausgesucht.«

»Wir wissen doch nicht einmal, ob es überhaupt ein Wolf gewesen ist.«

Sie stiegen in Rimmers Pickup und fuhren die Main Street hinunter. Es war beinahe halb acht, und Dan fragte sich be- sorgt, ob noch genügend Licht sein würde, denn es war immer einfacher, den Ort des Geschehens bei Tageslicht nach Spuren



Nicholas Evans

**Im Kreis des Wolfs**

Roman

Vom Autor des Weltbestsellers 'Der Pferdeflüsterer'

Taschenbuch, Broschur, 512 Seiten, 11,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-442-45949-0

Goldmann

Erscheinungstermin: Mai 2005

Wolfsgeheil durchdringt die nächtliche Stille der Rocky Mountains und erfüllt die Bewohner von Hope Valley mit Angst und Schrecken. Für Buck Calder ist das die perfekte Gelegenheit, endlich die Ausrottung der Tiere zu fordern. Doch ausgerechnet sein Sohn Luke setzt alles daran, den großen schwarzen Wolf und sein Rudel zu retten. Und so gerät der Kampf um die Wölfe schon bald zu einem Kampf um Leben und Tod – und um die Liebe zu einer außergewöhnlichen Frau

...